

*Mathematik ist das Alphabet,  
mit dessen Hilfe Gott das Universum beschrieben hat*  
Galileo Galilei

Fae Moco  
**LIBELLENSTAUB**  
Buch 1

FAE MOCO wurde am 14. Dezember 1990 als Tochter einer Zahnärztin und eines Piloten in Derry, Irland geboren. Aufgewachsen ist Moco in Donegal County, wo sie bereits in der Schulzeit durch ihr literarisches Talent auffiel und später Kurzgeschichten in den Lokalzeitungen veröffentlichte. Die kurzen Sommer verbrachte sie am Strand neben dem kleinen Flughafen und schrieb dort die ersten Zeilen über Alisa und Chess. Für das Studium der amerikanischen Literatur zog sie nach Chicago/USA und orientierte ihren Stil an Sherwood Anderson und Earnest Hemingway. Eine schwere Erkrankung zwang sie zurück zu ihren Eltern, wo sie in ihrem Kinderzimmer die Aufzeichnungen dieser Geschichte wiederentdeckte, sie zu Ende schrieb und selbst Teil davon wurde.

*Für den magischen Ort  
zwischen Startbahn und Meer,  
der mein Leben gerettet hat.*

Covermotiv: Tobias Goldschalt  
Alle deutschsprachigen Rechte an Text,  
Handlung und Figuren vorbehalten  
Libellenstaub\* – Fae Moco\*  
Selbstverlag – limitierte 1. Auflage von 50  
ISBN: 978-3-9824033-0-4

## Inhalt

Prolog 7

### Teil 1

I – 13 – *Ich, alles was ich sein werde*

II – 23 – *Denn sonst könnte ich niemals mehr aufhören zu schreien*

III – 70 – *Die Engel haben geweint*

IV – 97 – *Eins der beiden Mädchen kennt die Antwort*

### Teil 2

V – 129 – *Wenn ich Tinte treffe, frage ich ihn*

VI – 156 – *Ich will einen Beweis*

VII – 170 – *Du hast die Angst vergessen und nur ein Schatten ist dir geblieben*

VIII – 190 – *Es sind keine Kinder. Vielleicht waren sie es nie*

IX – 207 – *Der Stern erlosch – wie das Leben des Mannes*

X – 260 – *Die Bücher erzählen von mir. Von uns allen*

XI – 286 – *Es gibt sie wirklich. Ich dachte, es sei nur ein Traum*

XII – 303 – *Wieso hast du elfmal die gleiche Sorte?*

XIII – 318 – *Jedes dieser Bücher steht für den Untergang unserer Zivilisation*

XIV – 358 – *Drei. Ich bin das einzige Lebewesen, das so viele hat*

XV – 411 – *Die Zeit des Versteckens ist vorbei*

XVI – 433 – *Wie solltest du etwas deinen Eltern sagen, für das du keine Worte hattest?*

XVII – 456 – *Mögen wir alle unsere Götter finden und nicht enttäuscht sein*

## Prolog

Ein leichter Wind wehte ihr über das Gesicht und spielte mit ihrem kurzen blonden Haar, wirbelte einige Haarsträhnen vor ihre Augen. Langsam setzte Chess sich auf und strich sie wieder zur Seite. In der Bewegung ihrer Hand hielt sie inne, als ihr Blick auf die Hautstelle fiel, die ihr im Alter von fünfunddreißig Jahren der heiße Tee verbrüht hatte.

Die Narben waren verschwunden, und es fühlte sich an wie Samt. Chess sah auf ihren Körper und ihre Hände glitten so vorsichtig darüber, wie wenn sie etwas Zerbrechliches berührten. Unwillkürlich musste sie an ihre Teetasse an der Universität denken. Das Porzellan hatte fast 700 Jahre überdauert, als sie sie auf einer Auktion ersteigerte. Die Abbildung des Tigers gab ihr jeden Tag neuen Mut.

Sie lächelte in sich hinein.

*Alles habe ich verloren*, dachte sie, *nur diese Tasse begleitet mich hierher. In meinem ganzen Leben war sie der einzige Freund.*

Sie kniete vor einem riesigen Baum. Die Blätter waren unzählige Schmetterlinge, die hin- und herflogen. Von ihr zu den Ästen und zurück. Dicke Wurzel schlängelten sich über den grasbedeckten Boden und verschwanden wie Pipelines im Erdreich. Alles lebte und pulsierte. Bewusstsein, Gedanken und Macht drangen durch die feuchte Erde in jede Struktur ihres Gehirns. Für einen Moment fühlte sie Angst, aber ihre Intelligenz erstickte das Gefühl.

»Du bist nicht wie die anderen.«

»Nein. Bin ich nicht«, sagte sie ruhig.

Sie verstand, dass sie mit dem Baum sprach, und es erstaunte sie nicht,

denn sie war gestorben und hier aufgewacht. Im Körper einer Zwanzigjährigen.

»Deine Intelligenz entspricht nicht der von Menschen. Und du hast eine Verbindung zu etwas.«

»Das Etwas interessiert dich«, stellte sie leicht amüsiert fest.

»Bin ich Gott?«, fragte der Baum.

»Wenn du es nicht weißt, dann kannst du es auch nicht sein.« Die Stelle an ihrem Handrücken, wo einer der Schmetterlinge sie gestochen hatte, schmerzte leicht.

»Du hast keine Angst«, hörte sie die Stimme in ihrem Kopf sagen. Chess richtete sich auf und ging einen Schritt auf den Baum zu, um die furchige Rinde zu sehen, die wie ein Panzer das Wesen umgab, aber doch nicht das Verlangen nach ihren Gedanken verbarg.

»Als ich neun Jahre alt war, wurde alles, was ich an Angst besaß, an einem einzigen Tag aufgebraucht.«

»Der Tag, an dem das andere Mädchen starb.«

»Alisa. Sie hat sich umgebracht«, sagte Chess mit tonloser Stimme.

»Dein Leben lang hast du versucht, sie zu retten. Die Formel zu lösen.«

»Ich bin sicher, dass ich es kann.«

Hoffnung breitete sich in ihr aus. »Ist Alisa hier? In deiner Welt?«, fragte Chess.

»Sie wartet auf dich. Als das Kind, das sie ist.«

»Sie ist nicht gealtert?«

»Nein. Deine Liebe wird auch hier unerfüllt bleiben.«

Chess fiel auf die Knie und weinte. Sie sah die Scherben der kleinen chinesischen Tasse vor sich auf dem Schreibtisch liegen. Das Gesicht des Tigers. Zersplittert in elf Stücke. Das war der Moment, in dem sie ahnte, dass sie scheitern würde.

»Was ist das für ein Wesen, zu dem du Kontakt hast?«, fragte der Baum.

Sie wischte sich die Tränen aus dem Gesicht.

»Ich weiß es nicht. Mein Experiment ist fehlgeschlagen, und ich bin gestorben. Den Ort der Singularität habe ich nicht erreicht.«

»Seit Äonen denke ich darüber nach, ob ich Gott bin. Der, dem alles unterliegt.«

In dem Moment erkannte Chess die Zusammenhänge und die Chance.

»Was wäre, wenn ich dir die Antwort geben könnte?«

»Du bist tot und hast die Gleichung nicht lösen können.«

»Es liegt in deiner Macht, mich zurückzubringen. Mir ein neues Leben zu geben. Das Leben, in dem ich die Gleichung lösen werde und du eine Antwort auf deine Frage erhältst.«

Das Lachen des Baumes war wie ein Orkan. Seine Wurzeln rissen sich vom Boden los und griffen nach Chess. Ein türkisfarbenes Licht umgab sie. Vajra, das Wesen, mit dem sie sprach, zog sich wieder zurück.

»Das Etwas beschützt dich«, sagte der Baum.

»Ist dies nicht Beweis genug?«

»Warum spricht er nicht mit mir? Warum existiere ich?«

»Schenke mir ein neues Leben, und ich werde dir die Antworten auf deine Fragen geben.«

»Ich kann bewirken, dass du wiedergeboren wirst.«

»Was ist mit Alisa?«

»Es war zu spät für sie. Deine Liebe hat sie nicht mehr erreicht.«

Chess dachte an den Tiger auf der alten chinesischen Tasse. Auch in dieser Welt gab er ihr Mut.

»Ändere es«, sagte sie kalt und drohend. »Das ist meine Bedingung. Ermögliche uns eine gemeinsame Zukunft, die ich einer einzigen Aufgabe widmen werde. Dir die Antworten zu geben.«

»Du hast sie nur eine Stunde in deinem jungen Leben gesehen und doch hat es gereicht, dass deine Liebe zu ihr niemals endete.«

»Wirst du dich an unsere Abmachung halten?«

Der Baum lachte höhnisch. »Wie kommst du auf die Idee, mit mir verhandeln zu können? Selbst der, den ihr an ein Holzkreuz geschlagen habt, kniete vor mir.«

»Töte mich. Aber dann wirst du niemals mehr über das Wesen erfahren, das zu mir Kontakt hat. Milliarden von Menschen sind an dir

vorbei durch das Tor des Todes gegangen. So wie ich. Wie viele davon waren mir und meinen geistigen Fähigkeiten ebenbürtig?»

»Niemand. Du bist eine Anomalie.«

*Du magst ein Gott sein, dachte Chess, aber jetzt hast du dich verraten. Du wirst mich nicht töten oder in dieser Welt meiner Wege ziehen lassen. Dafür bin ich viel zu wichtig.*

»Vielleicht bin ich die einzige Möglichkeit für das Wesen, mit dir Kontakt aufzunehmen.«

Es entstand eine Pause. Vajra wägte seine und ihre Interessen ab.

»So tritt nun eine Schuld ein, die ihr beide, Alisa und du, zu Lebzeiten begleichen müsst. Du schuldest mir die Antwort auf meine Frage, und Alisa schuldet mir die Liebe, die das Kind, das sie selber ist, in dieser Welt nun nicht mehr erreichen wird.«

Chess' Körper spannte sich an. Damit hatte sie nicht gerechnet. »Wieso schuldet Alisa dir die Liebe zu mir?«

»Alisa starb an dem Tag, als sie dich traf. Ihre Liebe zu dir konnte sich nicht mehr entwickeln. Ihr ist nur ein Schatten davon geblieben. Ich werde sie in die Gene der wiedergeborenen Alisa legen. Sobald sie dich das erste Mal sieht, wird sie sich in ihr entfalten wie ein Schmetterling, der aus dem Kokon schlüpft. So wird es dir möglich sein, sie zu retten. Deshalb schuldet mir die wiedergeborene Alisa ihre Liebe.«

»Was passiert mit dem Kind Alisa, das bereits in deiner Welt ist?«

»Du wirst bei ihr sein und warten, bis sich deine Versprechen erfüllen.«

»Ich will aber auch Hoffnung für mich. Wird das Kind Alisa in dieser Welt mich jemals lieben können?«

»Das hängt von der Alisa ab, die wiedergeboren wird. Ob sie mutig genug sein wird, die Grenze zu überschreiten. Die Antwort kennt nur die Zeit.«

»Dauert es lange?«, fragte Chess leise.

»Für mich nur einen Flügelschlag meiner Schmetterlinge. Für dich

als Mensch, der du an die Linearität der Zeit gebunden bist, viertausend Jahre.«

Chess schloss die Augen. »Mein Fehler lag in der Annahme, dass die Zeit konstant ist.«

»Ihr Menschen seht euch die Zeit in Form von Zeigern auf euren Uhren an. Gefroren und tot. Stelle dir einen Orkan in einer Sandwüste vor. Jedes Korn ist ein Universum, und die Bahn, auf der es herumgewirbelt wird, ist die Zeit.«

»Die Zeitbahnen überschneiden sich in unendlichen vielen Punkten.«

»Ja. Und ich sehe auf die Ereignisse und Veränderungen, die von einer möglichen Zukunft auf eine wandelbare Vergangenheit wirken.«

»Was ist mit der Gegenwart?«

Vajra lachte. »Die Gegenwart, an die ihr euch so klammert, gibt es nicht, weil sie permanent korrigiert wird.«

Chess sah die elf Bruchstücke der Tasse vor sich. Niemand hatte das gesprungene Porzellan zusammenfügen können. Die Splitter verblassten, und die kleine Tasse stand wieder unbeschadet auf ihrem Schreibtisch in der Universität. Sie sah auf eine Zukunft, in deren Vergangenheit ihr die Tasse nicht aus der Hand gefallen war. Deshalb fehlte die Verbrühung auf ihrer Haut. Diese Zukunft war jetzt, in diesem Moment, dabei zu entstehen. Glück durchströmte sie.

»Dann sollen meine viertausend Jahre jetzt beginnen. Wo finde ich Alisa?«

»Sie wartet in der Talsenke auf dich.«

Chess zögerte. »Du hast alles vorhergesehen, deshalb ist Alisa auch hier. Wieso kennst du dann nicht die Antworten, die ich dir in der Zukunft geben werde?«

»Versuche es selber zu sehen.«

Ihre Denkprozesse rasten.

*Wenn ich es nur in einer einzigen möglichen Zukunft geschafft hätte, wüsste er es.*

»Es ist nicht mein erster Versuch, und bisher bin ich immer gestorben.«

»So ist es. Milliarden Male standst du schon vor mir. Aus Milliarden

möglichen Varianten der Zukunft. Milliarden Male hast du meine Zeit verschwendet.«

»Wieso hörst du mir dann immer noch zu?«

»Dir fehlt das Wundmal auf der Hand. Eine mir unbekannte Zukunft, die nirgendwo beschrieben ist, entsteht mit dir.«

»Nun wird es anders sein«, sagte Chess leise.

»Das wird es, weil es dein letzter Versuch ist.«

## Teil 1

### I

Wie eine Spielzeugeisenbahn auf Schienen fuhr ihr Finger die endlosen Zeilen entlang, die immer wieder unterbrochen wurden von Darstellungen der Doppelhelix und den anlagernden Proteinen. Das Buch war zu groß, um es in der Hand zu halten, weshalb Chess sich auf den Boden gesetzt hatte.

Ihre kleinen Beine wurden vollständig von dem Buch bedeckt, und nur die Schuhe, von denen sich die Sohlen lösten, ragten hervor. Das T-Shirt, dessen ursprüngliche Farbe nicht zu bestimmen war, würde erst in zwei oder drei Jahren passen. Ihr knurrender Magen unterbrach immer wieder ihre Konzentration. Aber Chess wusste, dass ihre Großmutter Sofia kein Geld hatte, um ihr beim Kiosk der Stadtbücherei etwas zu kaufen. Später, wenn ihr Vater nach Hause kam, würde es Kartoffeln mit Butter und Salz geben. Sie nahm sich vor, mehr zu essen.

Eine Frau mit einem Kind an der Hand kam zu ihr. Ihr Schatten durchbrach die gleißenden Schwerter auf dem Boden, die das Licht, das durch die Fenster brach, wie zum Schutz um Chess herum aufgestellt hatte.

Vor zwei Wochen hatte Chess die Frau und das Mädchen angesprochen, um die Grundlagen des Lesens zu erlernen. Nur Tage später hatte sie die einundzwanzig Buchstaben und deren Lautbildung erfasst. Ihre Denkprozesse glichen einem Feuer, das, durch einen Sturm angefacht, sich in ihrem Gehirn ausbreitete.

»Lesen wir zusammen?«, fragte das Mädchen und sah Chess an. Ihre

zotteligen Haare würden in den nächsten Tagen wieder geschnitten werden, um ihr Gesicht freizulegen. Die perfekte Symmetrie war noch niemandem aufgefallen, und erst in elf Jahren würde sie die Titelseiten der Modemagazine für ein ganzes Jahrzehnt beherrschen.

Chess blickte auf die Schuhe des Kindes. Wildleder, mit kleinen Punkten darauf. Die Schnürsenkel waren seltsam glatt. Ihre Hingegen waren so stark ausgefranst, dass sie Probleme hatte, sie durch die Ösen ihrer Schuhe zu ziehen. Gewachste Schnürsenkel gab es nicht in der städtischen Kleiderkammer.

Mit einem leisen Geräusch fiel ihre Hand von der Buchseite und krabbelte zu dem Schuh. Der schmale Zeigefinger rollte sich aus wie der Rüssel eines Insektes und befühlte die Oberfläche, die winzigen Härchen des Wildleders und die Vertiefungen des englischen Noppenmusters.

*Wie Blindenschrift*, dachte sie.

Die Schuhe rochen nach Ordnung, Sauberkeit und Sicherheit. In ihrem Kopf bildete sich ein Wort: *Reichtum*.

»Was liest du?«, fragte Chess zurück, ohne hochzusehen. Die Mutter antwortete für ihre Tochter. »Puh der Bär. Die Wörter sind kurz und die Buchstaben groß. Das könnt ihr schon.«

Chess hob das Buch an, um ihre Beine auszustrecken. »Das ist langweilig.«

»Du musst lesen üben. Sonst lernst du es nicht.« Das Gönnerhafte in der Stimme der Frau wirkte wie eine Lupe auf ihre Herkunft. Sie kam sich vor wie ein Insekt im Glas. Unruhig bewegte sie ihre Füße, die eingeschlafen waren.

»Ich habe es schon gelernt.«

»Die Sätze in dem Buch sind viel zu schwer für dich. So was liest man, wenn man auf die Universität geht, nicht im Alter von fünf Jahren.«

Chess ließ den Tintenfisch in ihrem Kopf frei. So nannte sie das Wesen, das es ihr ermöglichte zu denken. Ihre Synapsen auf eine Art verband, die

einzigartig war. Vor etwa einem Jahr hatte sie seine Gegenwart bemerkt. Es schien nichts zu wollen, sondern war einfach nur da. Für ein Experiment, dem sie sich in zwei Jahrzehnten stellen würde. In einer Zukunft, die sich ihr noch nicht offenbart hatte.

Das Türkis ihrer Augen flammte auf und sog die Doppelseite direkt in ihr Gehirn.

»Das Enzym Primase synthetisiert einen sogenannten Primer am DNA-Einzelstrang. Dieses aus wenigen Nukleotiden bestehende DNA-Stück dient als Startsequenz. Es markiert die Stelle, an der die Synthese des neuen Einzelstrangs beginnen kann. Die Bausteine für den neuen Einzelstrang sind Nukleosidtriphosphate, Adenosintriphosphat, Guanosintriphosphat, Cytidintriphosphat und Thymintriphosphat.«

Wie in Zeidupe bewegte Chess den Kopf und blickte in die Augen der Frau, die zurückwich und ihre kleine Tochter hinter den Rücken zog, wie zum Schutz vor einem wilden Tier. Es gab ein kurzes hohes Geräusch, als ihre goldene Uhr gegen das Armband mit den bunten Steinen stieß.

»Wie ist das möglich?«, flüsterte sie.

Chess stand auf und schob das Buch in das Regal zurück. Sie musste sich dafür auf die Zehenspitzen stellen. Das T-Shirt verrutschte und gab den Blick auf ihre bronzefarbene Haut frei. Schwimmen war umsonst. Sie verbrachte den gesamten Sommer am Strand.

»Es funktioniert in etwa so. Die Nucleotide lagern sich an den vorhandenen Einzelstrang an, immer in komplementärer Basenpaarung. Das Enzym DNA-Polymerase verknüpft sie miteinander. Dabei wird die Phosphatgruppe eines Nukleotids mit der Desoxyribose des vorhergehenden Nukleotids verknüpft, der Einzelstrang wird also an seinem Ende verlängert. Durch Abspaltung von zwei Phosphatgruppen des Triphosphates wird die für diesen Vorgang notwendige Energie aufgebracht.«

Die Tochter der Frau fing an zu weinen. Chess sah das Mädchen an, sah die Tränen, die aus den Augenwinkeln unentwegt über ihre Wangen strömten.

*Jetzt bist du das Insekt*, dachte sie, drehte sich wortlos um, ging zu ihrer Großmutter, und beide verließen die Bibliothek. Dem Tintenfisch sagte sie, dass er die Doppelseite wieder löschen sollte. Es war nicht das, wonach sie und das Wesen suchten.



Chess' Vater, der auf einer Baustelle in Venedig arbeitete, war hungrig nach Hause gekommen. Sofia, ihre Großmutter, hatte gekocht und Chess den Tisch gedeckt. Fünf große Kartoffeln hatte sie geschafft.

Bettfertig lag sie im Schoß ihres Vaters, der ihr über das Haar strich. Fingernägel und Fußnägel waren tadellos, ihre Zähne geputzt und die Zwischenräume mit Zahnseide gereinigt. Ihr Kopf lag auf dem kleinen Kissen, das sie sich immer unterlegte. Der Körper ihres Vaters war muskulös, und ohne das Kissen war es unbequem, auf seinem harten Bauch zu liegen. Er trainierte täglich und nahm sie immer mit zum Meer. Wofür, hatte er ihr niemals gesagt, und nach einer Weile hatte sie auch nicht mehr gefragt. Tinte mochte Wasser und so stand es zwei zu eins gegen sie. Außerdem segelten sie manchmal danach mit einem Boot eines Freundes. Sie legte sich dann immer auf das Mahagonideck und genoss das Schaukeln auf den Wellen.

»Wie war dein Tag?«, fragte er sanft.

»Bibliothek.« Das Wort reichte, um sechs Stunden zu beschreiben.

»Was macht der Tintenfisch?«

»Er war heute da.«

»Ängstigt er dich?«

»Nein. Er hilft mir.«

»Wobei?«

»Wir suchen.«

Ihr Vater zog seine Augenbrauen zusammen. »Wonach?«

»Keine Ahnung. Wir erkennen es, wenn wir es sehen.«

Seine rauen Finger spielten mit ihrem Ohr. Dabei erzählte er von den vielen Reisen, die er in seiner Jugend unternommen hatte. Die Erzählungen waren lückenhaft, und Chess verstand, dass es kein Zufall war.

Weder kamen Hotels noch Sehenswürdigkeiten darin vor. Die Orte lagen im Dschungel oder waren unbekannte Städte. Auf keiner Landkarte eingezeichnet. Er sprach über Einheimische und ihre Art zu leben. Und zu sterben. Das Sterben war darin so selbstverständlich wie das Leben, und es schien sich gleichzeitig zu ereignen. Es waren keine zwanzig, dreißig oder fünfzig Jahre Zeit als Kitt zwischen diesen beiden Ereignissen. Die Lücken waren der Kitt, in denen das versteckt war, was ihr Vater von ihr fernhielt.

Nach einer Weile konnte ihr Bewusstsein seine Worte nicht mehr festhalten. Das Grau des Schlafes breitete sich in ihr aus und nahm sie mit.

Aus Tagen wurden Wochen und aus Wochen Monate. Ihre Streifzüge durch die Bibliothek waren tägliche Routine. Sie fand die großen Atlanten der Erde und bebilderte Enzyklopädien der Tierwelt. Ein Besuch im Zoo hätte ihr besser gefallen. Nur die letzte Etage bewahrte noch ihre Geheimnisse vor Chess.

Im Spätsommer war es dann so weit. Ihre kleinen Füße erklommen Stufe um Stufe, bis sie endlich ganz oben angelangt war. Langsam ging sie durch die schmalen Gänge und strich mit der Hand über die Buchrücken. Fühlte das Leder mit den geprägten Titeln in Gold, als wenn ihre Finger den Inhalt errahnen könnten. Wie ein Fisch am Haken blieb ihr kleiner Finger an einem der dicksten Bände hängen. Der Tintenfisch zerrte beständig an dem Einband, der sich nur widerwillig bewegte. Einen Moment später, als der Druck der daneben stehenden Bücher weniger wurde, fiel der Band ihr aufgeschlagen vor die Füße. Sie setzte sich auf den Boden. Zahlen, Formeln, Theoreme, Wahrscheinlichkeiten, Logarithmen, Potenzen. Ein Universum, das nur aus Zahlen und Formeln bestand, explodierte in ihrem Kopf, nahm ihr Denken in Besitz. Das

Türkis ihrer Augen stand in Flammen, und das Wesen in ihr entfaltete sich zu seiner vollen Größe.

Die Suche war zu Ende.

Das Rauschen in ihren Ohren löschte alles um sie herum, nur das Buch nahm sie wahr. Die exponentielle Beschleunigung ihrer Denkprozesse war außer Kontrolle.

»Tinte«, flüsterte sie angsterfüllt, bevor sie das Bewusstsein verlor.



»Was ist mit der Kleinen?«, fragte der Oberarzt, der an seiner Krawatte unter dem Kittel zu erkennen war.

»Sie haben sie ohnmächtig in der Stadtbibliothek gefunden. Die Großmutter und der Vater warten draußen«, sagte der Assistenzarzt, der die Röntgenuntersuchung veranlasst hatte.

Das Mädchen lag, nur mit einem OP-Hemd bekleidet, in einem riesigen Apparat. Ihr Kopf wurde durch einen Ring gefahren, der Geräusche von sich gab, als ob jemand mit einem Vorschlaghammer auf ihn eindrosch. Die Kopfhörer auf dem Kopf des Mädchens sahen grotesk aus. Wie man es ihr gesagt hatte, sah sie bewegungslos zur Decke. Der Raum war fast dunkel und erfüllt von dem Summen der Hochleistungsrechner. Schicht für Schicht wurden die Linien in Graustufen auf den Monitoren sichtbar.

Der Finger des Oberarztes tippte nervös auf das Schnittbild. »Waren die Techniker nicht da?«

»Gestern. Die Prüfung war tadellos«, sagte der Assistenzarzt.

»Und wieso sehen wir dann so einen Schwachsinn? Ruf sie noch mal an. Solange wir noch Garantie haben. Ist sie wach?«

»Ja. Es geht ihr sehr gut. Seitengleiche Pupillenreflexe, nicht verwirrt. Sie ist schlau.«

»Wie ist sie versichert?«

»Praktisch gar nicht. Das hier ist umsonst.«

Der Oberarzt machte eine unwirsche Handbewegung. »Es ist eh unbrauchbar. Schick sie nach Hause.«

»Was soll ich dem Vater sagen?«

»Dass sie gesund ist und mehr essen und trinken soll.«



Seit ihrem Aufenthalt im Krankenhaus waren einige Tage vergangen. Ihr Vater hatte sich extra freigenommen, um bei ihr zu sein. Er beobachtete seine Tochter, aber es ging dem Mädchen blendend. Das Geld, das er sich von einem Freund geliehen hatte, verkochte ihre Großmutter. Chess konnte sich nicht erinnern, wann sie jemals zwei warme Mahlzeiten am Tag gegessen hatte.

»Morgen endet unser Lotterleben.«

Chess saß auf seinem Schoß. »Bist du traurig deswegen?«

»Nein. Du bist ganz gesund und das ist das Wichtigste.«

»Ich freue mich schon auf die Bibliothek. Du musst Großmutter noch sagen, dass ich in die oberste Etage darf.«

»Du würdest trotzdem gehen, auch wenn ich es nicht erlaube. Oder?«

»Es muss sein.«

»Sagt das der Tintenfisch?«

Ihre Haare flogen hin und her, so kräftig schüttelte sie den Kopf.

»Tinte sagt gar nichts.«

»Ist er weg? Dann war deine Ohnmacht nicht umsonst.«

»Ich bin jetzt Tinte.« Das Türkis ihrer Augen war unergründlich. Chess spürte, dass ihr Vater nach einer Veränderung in ihr suchte.

»Und wo ist meine Tochter, die ich so liebe?«

»Das bin ich auch. Tinte ist dazugekommen. Er hat nichts weggenommen.«

»Was ist in der Etage der Bücherei, das so wichtig ist?«

Sie umarmte ihren Vater, kam ihm so nahe, dass ihre Lippen sein Ohr berührten. »Ich. Alles, was ich sein werde.«



Die Grundrechenarten kannte sie schon, Quadratzahlen und deren Wurzel waren logisch. Je mehr sie lernte, desto schneller stellte sie Querverbindungen her. Zur Einschulung hatte sie die Mathematik des Abiturjahrganges verstanden. Das, was sie langweilte, war die Vorhersagbarkeit. Es gab keinen Spielraum für Fantasie.

Das änderte sich, als Chess nach langer Suche einen schmalen Band mit dem Titel *Mathematische Formeln* entdeckte.

Schnell blätterte sie durch die Seiten, weil ihr das Meiste bekannt war. Exakt in der Mitte fing ein neues Kapitel an.

#### *Mathematische Probleme.*

Die erste Formel, die sie sah, war die der Eulerschen Identität. Mit großer Vorsicht zeichnete ihr Finger das e, I und Pi, das Plus und die 0 nach. Diese Formel war das Schönste, was sie je gesehen hatte. Die Verbindung von Kristall und absoluter Einsicht. Alles, was sie sich für ihr Leben gewünscht hatte, wurde mit dieser kurzen Formel erfüllt. Sie war am Ziel. Mit neun Jahren betrat sie den Kosmos, den Euler und die Vermutungen nach Riemann, Hoge und Poincaré für sie aufspannten.

Chess erkannte aber auch, dass sie kein weiteres Jahr auf ihrer jetzigen Schule durchhalten würde. Schule war mehr als reiner Unterricht. Das, was sie suchte, war kultureller Austausch und Vielfalt.

Nur die Internationale Schule würde für sie zumindest erträglich sein. Von ihrer Wohnung aus war sie leicht zu erreichen. Bei der Höhe des monatlichen Schulgeldes hätte sie sich aber ebenso auf dem Mars befinden können. Trotzdem würde sie nächsten Sonntag den Malwettkampfbewerb besuchen, beschloss sie. Das war traditionell der Tag der offenen Tür. Die Plakate dafür hingen überall in Mestre. Auf dem Weg zur Bücherei war sie vor einem dieser Plakate stehen geblieben. Das fremde Gesicht eines älteren Mannes darauf, der versuchte zu lächeln und doch seine Traurigkeit nicht verbergen konnte, irritierte sie. Der Schulleiter hatte gewechselt. Ryan McPherson.

Entgegen ihrer Gewohnheit suchte sie nicht gleich das oberste Stockwerk der Bibliothek auf, sondern begab sich in das Untergeschoss zu den Internetterminals. Nach kurzer Diskussion wegen ihres Alters wurde ihr eines freigeschaltet.

Die Namenssuche ergab einige hundert Treffer, beim Link der Universität Stanford in den USA blieb sie hängen. Dort fand sie den Ryan McPherson. Ehemaliger Lehrstuhlinhaber der theoretischen Physik.

»Nichts geschieht ohne Grund«, murmelte sie auf dem Weg nach oben. Es war Monatsanfang, und ihre Großmutter würde ihr einen Hot Dog vom Imbissstand kaufen.



Am Sonntag war es dann so weit. Es würde sich in jedem Fall lohnen, dachte Chess, denn Eis gab es umsonst. Sie betrat das Gebäude und war überwältigt. Verschiedene Ebenen durchbrachen den riesigen Innenraum, alles war aus Holz gebaut, und es gab Inseln, wo sich die Schülerinnen und Schüler für die Hausaufgaben trafen. Pflanzen jeder Art wuchsen aus großen Beeten im Boden. Kleine Insekten und Reptilien bevölkerten die unzähligen Schaukästen. Das, was ihr aber am stärksten auffiel, war der Geruch. In ihrer Schule schien die Luft dicker zu sein, war durchmischt von dem Gestank nach Toilette, Schweiß und billigem Essen. Hier war sie absolut klar und durchsetzt von den Aromen der Natur. Ihr Kopf fühlte sich besser an, weil ihre Sinnesindrücke sich nicht durch den Muff der Armut arbeiten mussten.

Die Menschen, die sie sah, schienen von einem anderen Stern zu stammen. Ihr war nicht klar gewesen, dass man Kleidung, bis auf die Strümpfe, der Farbe nach abstimmen konnte.

Sie besaß sieben Paar Socken, für jeden Tag der Woche eines. Drei Hosen und vier T-Shirts. Diese Menschen mussten ganze Schränke voller Kleidung besitzen. Jetzt erst begriff sie, dass man ihr die Armut direkt ansah.

Von der Außenterrasse der Aula blickte man direkt aufs Meer. Chess beobachtete nachdenklich die Möwen hoch am Himmel.

*Ihr habt es gut, dachte sie, könnt einfach wegfliegen und braucht keine teuren Kleider.*

Etwas klebte an ihrem Finger. Ein goldener Punkt aus dem Heft, das jeder Besucher bekommen hatte. Die ausgestellten Bilder mit den meisten Punkten würden prämiert.

Chess versuchte Zeit zu gewinnen. Hoffte, die Enttäuschung würde sich legen. Aber sie wollte nicht mehr. Die Kinder trugen Schuhe, die so viel kosteten, wie ihre Familie monatlich zum Essen zur Verfügung hatte. Je schneller sie es beendete, desto kürzer würde sie um ein Leben trauern, das ihr verschlossen blieb.

Sie verließ das Gelände auf der anderen Seite. Noch mal an allen vorbei – das wollte sie sich ersparen. Als sie an den letzten Bildern vorbeiging, fielen ihr ein schwarzes und ein rotes Bild auf. Die Mienen der Familie, die davorstand, waren wie versteinert. Alle starrten auf das rote Bild.

Chess ging neugierig näher und sah, warum. Das Rot war Blut. Nur echtes Blut bildete diese schwarze Tönung. Sie drehte sich zu dem Mädchen, das neben ihren beiden Bildern stand. Große smaragdgrüne Augen leuchteten ihr entgegen.

Etwas erinnerte sich in Chess. Sie sah den Schmerz hinter den Augen, die matte Verzweiflung, die die Oberhand gewonnen hatte. Das Mädchen stand einfach nur da. Ihr Unterbewusstsein griff nach dem Rettungsring, ohne den ihr Leben heute enden würde. Unter den staunenden Blicken der Familie ging Chess zu dem Mädchen, umarmte es – und sah Bilder in ihrem Kopf, die sie nicht verstand. Eine Steppenlandschaft und in großer Entfernung ein Zelt. Jemand kniete davor, ein Kind legte seinen Arm um die Person.

Der Direktor war dazugekommen. Er wirkte Jahre älter als auf der Abbildung im Internet. Die traurigen Augen hingegen waren die gleichen. Irgendeine ähnliche Erfahrung verband ihn mit dem Mädchen, das die Bilder gemalt hatte.

Chess entschied sich, nahm ihr Heft mit den Punkten, zog die Aufkleber ab, drehte das Bild um und formte aus den Ausläufern des Blutes goldene Bergspitzen.

Zufrieden sah sie auf das veränderte Bild, auf das Gold, das die Sonne auf das Gesicht des Mädchens spiegelte und ihr einen strahlenden Ausdruck verlieh. Noch immer sah sie Chess an, die ihre Hand nahm und bis zur Fähre nach Venedig nicht mehr losließ. Chess beugte sich zu ihr. Aus der Unendlichkeit schwammen die Wörter, versteckt in ihrem genetischen Code, an die Oberfläche ihres Bewusstseins wie Luftblasen im Wasser. »Sieh zu den Sternen, nicht auf das schwarze kalte Meer. Entscheide dich für mich. Für Zukunft, Hoffnung und Liebe. So wie ich mich für dich in allen meinen Leben entschieden habe. Wie stark kannst du vertrauen?«

In dem Mädchen zerbrach etwas. Wie eine Steindruse, die man zerbrach, um die Kristalle auf der Innenseite durch das Licht zum Leben zu erwecken.

Dieses türkise Licht der Kristalle leuchtete in ihrem gesamten Körper, vertrieb die Finsternis, Kälte und die Resignation, die sie fast erstickt hätten. Von einer Sekunde auf die andere riss die türkise Flutwelle des Lebens sie mit in eine Zukunft, die nicht mit ihrem neunten Lebensjahr enden würde.

Alisa verwarf den Plan, auf der Rückfahrt der Fähre von Bord zu springen. Sie wollte nicht mehr sterben, sondern leben.

## II

Anne lief durch die kleinen Gassen Richtung San Marco. Sie waren spät dran. Die langen schwarzen Locken ihrer Tochter fielen von einer zur anderen Seite ihres Gesichts.

»Mom, du läufst viel zu schnell. Ich habe schon Bauchschmerzen, und mein Haargummi habe ich auch verloren.«

»Das ist egal. Ich kaufe dir ein neues. Wir dürfen den Mann von der Kirche nicht warten lassen.«

Im Zickzack wichen sie den Massen von Touristen aus, die die breite Uferpromenade wie Ameisen bevölkerten. Abrupt blieb Anne stehen und bückte sich.

»Dein Taxi ist da.«

Alisa kletterte auf die Schultern ihrer Mutter.

»So ist es gut.«

Außer Atem kam Anne vor dem Palazzo aus dem 13. Jahrhundert an. Zum Canal Grande hin gab es eine breite Tür. Alisa kletterte von Annes Schultern und sah von der Tür zu ihrer Mutter. »Wir hätten auch einfach ein Boot nehmen können.«

»Beim nächsten Mal.«

Alisa sah in den Himmel. »Wird es hier jemals Winter? Wir haben Oktober, und ich trage immer noch ein Sommerkleid.«

Ihre Mutter nickte. »Es wird. Glaube mir. Allerdings gibt es keinen Schnee. Dafür kannst du von März bis Oktober im Meer baden gehen. Komm jetzt.«

Sie gingen zum rückwärtigen Eingang, dessen Tür offen stand.

»Wieso haben die direkt auf die Tapete gemalt?«, fragte Alisa irritiert.

»Wandmalereien«, erklärte Anne. »Das hat man früher immer so gemacht. Es gab schließlich keine Fernseher.«

Ihre Schritte hallten in der großen Empfangshalle wider.

»Wird mein Zimmer in der neuen Wohnung so schön wie mein altes sein?«

»Du darfst dir das schönste aussuchen. Versprochen.«

Sie erklommen die letzten Stufen. Die Wohnung erstreckte sich über den ersten und zweiten Stock. Die geöffnete, reich mit Schnitzereien verzierte Holztür gab den Blick in ein großes Zimmer frei.

»Wer ist das?« Alisas Finger zeigte ängstlich auf den kirchlichen Würdenträger, der in der Mitte des Wohnzimmers stand. Sein Gewand war schlicht, und nur das massive Goldkreuz mit den halbrund ge-

schliffenen Edelsteinen verriet seine Stellung. Alisa zog ihre Mutter zu sich herunter.

»Er sieht gruselig aus«, flüsterte sie. »Wird er auch hier wohnen?«

Anne musste lachen. »Nein. Keine Sorge«, flüsterte sie zurück. »Komm mit, wir sehen ihn uns an. Dann verliert er seinen Schrecken. Wie jedes Monster.«

Der Mann drehte sich langsam zu ihnen. Der schwere Stoff seines Gewandes folgte der Bewegung mit etwas Verzögerung, Falten bildeten sich, wodurch sein Körper sich in den einer Schlange zu verwandeln schien. Seltsam verdreht. Nicht menschlich. Es lag keine Güte in seinen Augen, keine Barmherzigkeit oder Verstehen. Er repräsentierte den absoluten Machtanspruch der römisch-katholischen Kirche.

»Mrs. Taylor«, sagte er knapp. »Sie kommen spät.«

»Verzeihen Sie, Herr ...« Anne hielt inne. »Wie soll ich Sie anreden?«

»Pater reicht. Alles andere liegt außerhalb Ihres Verständnisses.«

Annes Vater war Rechtsanwalt und hatte ihr früh beigebracht, dass Unfreundlichkeit oft als Schutzschild verwendet wurde. Um etwas zu verbergen.

So freundlich wie möglich sagte sie: »Sehr gerne, Pater. Das ist Alisa, meine Tochter.«

Die Beiläufigkeit seines Blickes war nicht Unhöflichkeit, sondern Desinteresse. Er sah wieder zu Anne. Alisa existierte für ihn nicht. Ihre anfängliche Angst wich dem Verdruss über sein Verhalten.

»Haben Sie keinen richtigen Namen?«, fragte Alisa. »Mich nennt man ja auch nicht einfach nur Schulkind.«

Das goldene Kreuz mit den bunten Steinen schaukelte direkt vor ihrem Gesicht, als er sich zu ihr herunterbeugte. Wie ein Aasgeier, der seine Beute betrachtete. »Wir sind alle Männer Gottes«, zischte er leise. »Es zählt nur ein Name. Der lautet: Jesus Christus.«

Das Smaragdgrün ihrer Augen stellte sich dem Mann entgegen. »Und wie soll er sie finden, wenn er kommt?«

»Kommt?« Seine Stimme überschlug sich. »Wer sich zweitausend Jahre Zeit lässt, kommt nicht mehr.«

Anne schob sich zwischen den Pater und ihre Tochter. »Such dir schon mal dein Zimmer aus.«

Durch die geöffnete Tür ging Anne mit dem Nuntius, das war der kirchliche Rang des Paters, auf die große Terrasse, die direkt zum Canal Grande zeigte, dem breitesten Meeresarm, der Venedig durchzog.

»Wie haben Sie die Wohnung so schnell gefunden?«

»Wir brauchten sie nicht zu finden. Sie gehört der Kirche seit vierhundert Jahren«, antwortete der Pater kühl.

»Und der Vormieter?«, fragte Anne neugierig. »Was ist mit dem passiert? Wer gibt so etwas freiwillig auf?«

Der Nuntius war dem Gespräch mit Anne überdrüssig und richtete seinen Blick auf die Touristenfähren, die den Kanal entlangfuhren. Die schwachen Motoren kämpften mit der Last der Menschen.

»Es gab keinen Vormieter. Sie stand leer.« Seine Stimme war farblos, ohne jede Ambition der Höflichkeit.

»Wie lange?«, bohrte Anne nach. »Ich habe noch nichts Vergleichbares gesehen.«

»Auch seit vierhundert Jahren«, antwortete er genervt. »Es ist von Vorteil, Wohnraum zu besitzen, der sofort verfügbar ist.«

Anne griff in ihre Tasche und zog mehrere Blätter heraus. Bestelllisten. Sie hielt sie dem Nuntius hin. Ohne seinen Blick vom Kanal abzuwenden, fragte er: »Was ist das?«

»Das Mobiliar, das ich ausgesucht habe.«

»Sie haben noch nicht bestellt?« Seine Verwunderung zwang ihn, Anne wieder anzusehen.

»Es ist nicht gerade preisgünstig«, erklärte Anne. »Ich dachte, Sie wollen es vorher durchsehen.«

»Die Währung der Kirche ist Glaube. Kaufen Sie, was Sie wollen.«

Er ging, ohne sich noch einmal umzudrehen.

Etwas entfernt hörte sie Alisas Getrampel auf der Treppe. Sie folgte dem Lärm und fand ihre Tochter auf dem Rücken liegend. Sie betrachtete die Decke. »Das musst du sehen, Mom. Es ist wie in der Kirche.«

Das Deckengemälde zeigte Jesus, wie er am Kreuz hing.

Anne legte sich neben Alisa auf den Boden und nahm ihre Hand. »Ängstigt es dich?«

»Jesus hatte keine Angst. Ich auch nicht.«

»Wie meinst du das? Vor was hast du keine Angst?«

»Dem Tod.« Alisas Stimme wurde leise. »Alles Schlechte wird aufhören.«

Anne atmete tief durch. »Ich will nicht, dass du immer über den Tod redest. Dein Dad auch nicht.«

»Mom, warum sind wir hier? Dads Pläne werden über Satelliten geschickt. Wir sind noch nie deswegen irgendwo hingezogen.«

»Diesmal ist es anders.«

»Es ist wegen mir, oder?«, fragte Alisa.

»Du hast immer noch Albträume und schreist in der Nacht.«

»Ich erinnere mich nicht. Werde ich sie auch hier haben?«

»Dein Dad und ich hoffen, dass es hier vorbeigeht.«

Der Mann am Kreuz schien Alisa direkt anzusehen.

»Hier wird es beginnen«, flüsterte sie, ohne zu wissen warum.

Eine Libelle flog durch den Raum und setzte sich auf Alisas Finger. Erstaunt betrachtete sie das Tier. Es wanderte an ihrem Handrücken herunter, die großen Facettenaugen fest auf sie geheftet.

»Wenn du möchtest, kannst du auch hier bei mir wohnen«, sagte Alisa zu der Libelle. »Nur zu viele dürft ihr nicht werden, sonst ist es zu eng.«

Vorsichtig stand sie auf, ging langsam zum geöffneten Fenster und stupste das Insekt an. Sie winkte dem Tier hinterher, als es wegflog. »Mein erster Freund in Venedig«, sagte sie zufrieden.

Ein silbriger Puder war auf ihrem Handrücken. Alisa pustete darauf und lief, wild mit ihren Armen wirbelnd, herum.

»Was machst du?«, fragte Anne.

»Libellenstaub. Jetzt ist er überall in meinem Zimmer, und ich werde ganz viel Glück haben.«



»Wie findest du die neue Schule?«, fragte Anne.

Gemeinsam saßen sie am Küchentisch ihrer neuen Wohnung in San Marco. Die Möbel waren streng geometrisch in der Form. Aluminium, Leder und Natursteine bildeten einen beruhigenden Kontrast zu den Wandmalereien in der Wohnung. Alisa fuhr mit dem Finger den kristallinen Adern im schwarzen Marmor des Esstisches nach, die im Licht der Morgensonne funkelten.

»Hey, ich hab dich was gefragt.« Anne schnippte mit den Fingern vor ihrer Nase.

»Entschuldige Mom. Seltsam ist es dort.«

Anne sah ihre Tochter fragend an. »Wieso? Es ist die beste, die es gibt hier. Du wirst in Englisch und Italienisch unterrichtet, damit du dich mit den anderen Kindern unterhalten kannst.«

»Dann reicht Englisch. Es ist kein einziges Kind aus Venedig in meiner Klasse. Von Australien bis Saudi-Arabien gibt es alles. Nur kein Kind von hier. Ich habe die ganze Klassenliste durchgesehen. Kein italienischer Name darauf.«

Anne zuckte mit den Schultern. »Es ist sehr teuer, und die Menschen hier schicken ihre Kinder wahrscheinlich lieber auf die staatlichen Schulen. Vielleicht kommt ja noch ein italienisches Kind. Die Schule hat erst vor ein paar Tagen angefangen.«

Alisa sah traurig auf ihren Kakao. »Es ist egal.«

»Was ist?«, fragte Anne. »Du wirst bestimmt bald eine Freundin in deiner Klasse haben.«

»Nein, werde ich nicht«, sagte Alisa trotzig.

»Bisher hast du ja die anderen Kinder noch gar nicht richtig gesehen«, beschwichtigte Anne.

»Mich hat auch keiner gesehen.«

Anne stand auf, räumte das Geschirr beiseite, breitete eine alte Zeitung auf dem Küchentisch aus und legte zwei Leinwände und einen Malkasten darauf. Es hatte keinen Sinn, mit Alisa zu reden, wenn sie in dieser Stimmung war. Die Schulpsychologin in Amerika hatte ihr den Rat gegeben, Alisas depressive Phasen nicht zu unterdrücken.

»Was machst du da?«, fragte Alisa. Sie hatte ihren Kakao ausgetrunken und stellte das Glas in die Spüle.

»Ich dachte, wir malen die Bilder für die Kennenlernwoche zusammen. Sie müssen bis Sonntag fertig sein.«

Alisa nahm die Leinwände und den Malkasten an sich.

»Es ist meine Hausaufgabe. Ich male die Bilder allein.«

»Bist du sicher? Ich kann dir helfen.«

Der matte Blick in Alisas Augen beunruhigte Anne.

»Kannst du nicht.« Sie verschwand mit den Sachen in ihrem Zimmer.

In den Tagen vor der Ausstellung bekam keiner mehr Alisas Bilder zu Gesicht. Anne versuchte es mehrmals, aber Alisa ließ nicht mit sich verhandeln.

»Mom, es nervt, wenn du mich andauernd fragst. Es sind meine Bilder. Nicht deine.«

»Ich verstehe nur nicht, warum du so ein Geheimnis daraus machst. Morgen werden sie sich mehrere hundert Leute ansehen. Wo ist der Unterschied, wenn du sie uns heute zeigst?«, fragte Anne.

»Muss ich antworten?«

Tom, Alisas Vater, berührte Anne am Arm. »Nein. Aber kannst du uns wenigstens sagen, warum du die ganze Woche Handschuhe und Strümpfe trägst? Es sind immer noch zwanzig Grad.«

»Zu Hause habe ich sie immer im Oktober angehabt«, erklärte Alisa leise. »Ich habe Heimweh, und dadurch wird es besser.«



Es war ein warmer, sonniger Oktobernachmittag, und die Ausstellung wurde auf die große Außenterrasse verlegt. Alisa öffnete ihre Mappe und stellte die zwei Bilder auf die vorbereiteten Staffeleien. Das erste Bild, das ihr Land symbolisierte, war komplett schwarz. Das zweite, das Auskunft über sie gab, war getränkt mit ihrem Blut.

Der Direktor der Schule lief mit mäßigem Interesse durch die Reihen. Bei Alisas Bildern blieb er stehen. »Welches ist dein Land, und welches bist du?«

Alisa sah ihn an. Der Schmerz, der Verlust und die Verzweiflung des Mannes waren für sie deutlich zu sehen. »Ich bin beides. Erst rot, dann schwarz.«

Er schwieg. Im Bruchteil einer Sekunde schienen die beiden eine stumme Übereinkunft getroffen zu haben.

Eine Berührung, die völlig unerwartet kam, aber genügte, um ihren ganzen Körper in Spannung zu versetzen, unterbrach das Gespräch mit dem Direktor. Sie drehte den Kopf.

Ein Mädchen ihres Alters stand neben ihr. Alisa sah ungläubig auf die Hand, in der ihre Finger lagen. Niemals zuvor hatte sie Augen in dieser Farbe gesehen. Türkis wie die karibische See. Unergründlich.

Das Mädchen beugte sich zu Alisas Ohr und flüsterte etwas, unverständlich für alle anderen. Dann drehte es das rote Bild behutsam um und nahm das Heftchen mit den goldenen Punkten. Nachdem das Mädchen alle aufgeklebt hatte, erschien eine rote Berglandschaft mit schimmernden Gipfeln.

Auf dem Weg zur Fähre sagte niemand etwas. Alisa ging Hand in Hand mit dem unbekanntem Mädchen bis zum Anleger. Die Worte, die es Alisa zum Abschied zuraunte, verstand sie nicht. Aber etwas, das tief in ihr versteckt war, regte sich. Erwachte aus einem Winterschlaf des Vergessens. Zum ersten Mal seit zwei Jahren fühlte sie sich selbst. Ihre Finger und Zehen schmerzten an den Stellen, an denen sie sich das Blut für

das Bild entnommen hatte. Hoffnung, die sie verloren hatte, füllte auf einmal ihren ganzen Körper aus.



Anne legte Alisas Schulbrot und einige Möhren in die Brotdose. Heute würde ihr erster richtiger Schultag sein.

Skeptisch sah Alisa sie an. »Das reicht nicht. Wenn du noch eins machst, kann ich meine Freundin einladen.«

»Deine Freundin?«, fragte Anne überrascht.

»Das Mädchen vom Malwettbewerb. Die die Punkte aufs Bild geklebt hat.«

»Was hat sie eigentlich zu dir gesagt?«

Alisa überlegte. »Ich weiß nicht. Verstanden habe ich es nicht.«

»Hat sie dir ihren Namen gesagt?«

Nachdenklich packte Alisa die Dose in ihren Rucksack. »Es ist, als ob ich ihn schon mal wusste, aber vergessen habe. Hoffentlich darf ich neben ihr sitzen.«

Verwirrt sah Anne zu ihrer Tochter. »Das Mädchen ist noch nicht in deiner Klasse?«

Alisa schüttelte den Kopf. »Sie muss zu denen gehören, die jetzt erst mit dem regulären Unterricht beginnen. Hast du doch gesagt.«

»Ja – habe ich«, sagte Anne unsicher.

Das Klassenzimmer füllte sich, und die ersten Kinder nahmen bereits Platz. Die Tische, fest mit den Sitzhockern verbunden, bildeten einen Kreis. An einer Seite des Raums standen drei große Terrarien mit verschiedenen Tieren darin. Das Chamäleon im mittleren Terrarium beugte die Kinder, bis das Interesse an einer Heuschrecke überwog.

Alisa sah sich um. Das Mädchen war nirgends zu sehen. »Mom, sie ist nicht da.« Ihre Augen füllten sich mit Tränen.

»Setz dich«, sagte Anne, die ihre Tochter heute begleitete. »Ich suche sie.«

Alisa bewegte sich nicht, überlegte kurz und lief auf direktem Weg zu der Lehrerin. »Es fehlt noch ein Mädchen«, sagte sie leise.

Die Frau sah sie erstaunt an und zählte kurz durch. Fünfzehn Schülerinnen und Schüler. »Alle da«, war ihre knappe Antwort.

Anne verließ das Klassenzimmer. Sie fragte sich zum Büro des Direktors durch und eilte durch die Gänge des Schulgebäudes. Mit hängendem Kopf saß das Mädchen auf einem Stuhl, direkt gegenüber der Tür.

»Da bist du ja«, rief Anne ihr entgegen. »Alisa wartet schon auf dich.« Überrascht hob das Mädchen den Kopf.

Außer Atem ließ Anne sich auf den zweiten Stuhl fallen. Der Blick des Kindes hellte sich nicht auf.

»Was ist?«, fragte Anne.

»Ich gehöre nicht hierher«, sagte das Mädchen leise.

»Du warst doch auch am Sonntag da.«

»Es war Tag der offenen Tür. Ich komme aus Mestre.« Die Verzweiflung im Blick des Kindes war wie ein Hilfeschrei. »Wir können uns die Schule nicht leisten.«

Anne betrachtete zum ersten Mal bewusst das Mädchen. Die Armut strömte aus jeder Pore. Die Kleider, der Haarschnitt, der keiner war. »Was machst du dann hier?«, fragte sie vorsichtig.

»Ich will ein Stipendium. Das gibt es doch in Amerika. Für Schüler, die besonders gut sind.«

Eine Aura der Verzweiflung umgab das Kind. Stipendien gab es auf Universitäten für Hochbegabte. Nicht auf Grundschulen. Das würde sie ihr nicht sagen können.

Anne traf eine Entscheidung. »Ich verschaffe dir zehn Minuten mit dem Direktor. Überzeugen musst du ihn.«

Das Mädchen sah sie aus großen Augen an, dann nickte es still.

Nach einem kurzen energischen Klopfen trat Anne mit dem Mädchen in das Vorzimmer des Direktors und stellte sich direkt vor die Sekretärin,

die gerade telefonierte. Entnervt blickte diese vom PC hoch und machte eine eindeutige Handbewegung. Beide rührten sich nicht.

Die Frau hielt den Hörer zu. »Das Kind kann nicht zum Direktor. Das habe ich ihm auch schon gesagt. Der Direktor hat Besuch.«

Anne stand auf, schob sich an der Sekretärin vorbei zu einer schweren Eichentür, klopfte und trat mit dem Mädchen ein. Gedankenverloren saß der Direktor allein an seinem Schreibtisch.

»Es tut mir leid«, entschuldigte sie sich.

Als ob er auf sie gewartet hätte, lächelte der Direktor beide an und deutete auf die Stühle vor sich. Die Sekretärin, die atemlos hinter Anne ins Zimmer gestürmt war, schickte er nach Orangensaft und Keksen. Mit versteinerner Miene stellte sie beides kurze Zeit später vor dem Kind ab, das sofort alles aufaß. Der Direktor legte die Hände aneinander und sah sie aufmerksam an.

»Nun, was kann ich für euch tun?«

Er erkannte das Kind vom Sonntag, sagte aber nichts.

»Ich möchte auf Ihre Schule gehen.« Die Stimme des Mädchens klang flehend. »Kann ich ein Stipendium bekommen?«

Still betrachtete er das Kind. »Es ist nicht meine Schule, und der Stiftungsrat vergibt keine Stipendien.«

»Ich bin gut in Mathematik.«

Er blickte wieder auf seine Papiere. »Was ist 8 mal 8?«

»64«, war die matte Antwort.

»64 mal 64?«

Das Kind sah ihn entgeistert an. »Irgendwas, das größer ist als 3600. Dafür gibt es Taschenrechner.«

Erstaunen und Wut schwang in ihrer Antwort mit.

»So wahnsinnig begabt klingt das nicht.«

Noch immer sah der Direktor sie nicht an.

Das Mädchen sprang auf. »Soll das ein Witz sein?«, sagte es mit lauter Stimme. »Ich bin begabt, aber wie wollen Sie es sehen? Es steht nicht in Ihren Papieren.«

Anne legte ihr die Hand auf den Arm, um es zu beruhigen. Wütend

sah das Kind sie an, riss den Arm weg und fing das Schreien an. »Sie sind Professor der theoretischen Physik in Stanford gewesen, und das Einzige, was sie wissen wollen, ist, ob ich rechnen kann?! Ist es wirklich nur das, was Sie interessiert? Ich lebe in einem Universum von Zahlen, Formeln und Relativitäten. Aber ich bin allein. Ganz allein.«

Sie wurde leiser, setzte sich wieder und sah auf den Boden. »Ich halte das nicht aus. Selbst Tinte ist nicht mehr da.«

In dem Moment erwachten die Augen des Direktors zum Leben. Er nahm ein Papier und schrieb eine 10 darauf.

»Wie heißen die nächsten vier Zahlen?«

»11,12,13 und 14. Das ist es doch, was Sie erwarten, wenn Sie mich ansehen.«

Sie zerknüllte das Papier und warf es in eine Ecke des Raumes. Aus ihren Augen loderten türkise Flammen. Das Kind flüsterte in einem Ton, der Anne erschreckte. Wie bei einem unheilbringenden Zauberspruch, sprach sie extra langsam und leise. »Aber ich kenne noch vier andere Zahlen. 10,16,36 und 210.«

Anne betete für ein Wunder. Denn das würde das Einzige sein, was ihre eigene Tochter jetzt noch retten konnte. Alisa brauchte dieses Mädchen hier an der Schule, das war ihr klar, auch wenn sie nicht wusste warum.

Der Direktor lehnte sich zurück und sah dem Kind direkt ins Gesicht. Es hielt seinem Blick stand.

»Erläutere deine letzte Zahlenreihe.«

»10, 16, 36 und 210. Es gibt keine fünfte bekannte Zahl der schwachen Goldbach-Vermutung. Nur diese vier Zahlen erfüllen die maximale Anzahl der Goldbach-Zerlegungen. Dennoch wird es auf dem Zahlenstrahl noch weitere Zahlen geben, die die Bedingungen erfüllen, was zwangsläufig zu einer Bestätigung der starken Goldbach-Vermutung von Euler führen wird.«

»Was weißt du über die Relativitätstheorie?«, fragte der Direktor.

»Befinden wir uns innerhalb oder außerhalb des Minkowski-Raums? Aber ehrlicherweise wurde dazu bereits alles gesagt. Letztendlich blieb sie

ungenau, limitiert und beschränkt auf unsere Weltsicht. Das Schlimmste aber ist, dass sie uns einsperrt.«

»Einsperrt?«, fragte der Direktor erstaunt.

»Seine Formel sagt, dass nichts schneller sein kann als das Licht, weil sonst die Masse von Materie gegen unendlich geht. Das heißt, wir werden niemals in das Universum gelangen. Niemals zu den Sternen aufbrechen können.«

Der Direktor hob die Augenbrauen. »Die Formel ist bewiesen und weltweit akzeptiert.«

»Nur weil alle glauben, dass es nur eine Art von Materie gibt. Das ist total falsch. Materie, wie sie von Einstein angenommen wurde, gibt es gar nicht. Qbits und kleiner. Erst dort werden wir finden, was wir wirklich suchen.«

»Was, was ist das?«, fragte der Direktor zunehmend unsicher. Alles, was er zu wissen glaubte, versank im Meer ihrer Begabung.

»Freiheit«, sagte das Kind knapp.

»Was macht dich so sicher, dass du es kannst?«

»Ich kann den Ort fühlen. Manchmal sehe ich ihn in meinen Träumen.«

Der Direktor und Anne sahen sich an.

»Wie willst du dorthin gelangen?«, flüsterte der Direktor, dessen Interesse sich in Erschrecken wandelte.

»Die Poincaré-Vermutung und die Möglichkeit, sie auf vierdimensionale Räume anzuwenden. Das ist mein Ticket.«

»Die vierte Dimension ist die Zeit?«

»Ja.«

»Wie weit bist du gekommen?« Anne sah seine Hand zittern, als er sich etwas Wasser eingoss.

Das Kind senkte die Stimme. »Wenn wir davon ausgehen, dass ebenso wie bei Poincarés Kugelexperiment die Dimensionen auf eine Singularität reduziert werden können, würde das bedeuten, dass Raum und Zeit sich in einem Punkt treffen. An diesem Punkt existieren alle Ereignisse der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gleichzeitig.«

»Was hoffst du zu finden?«, fragte der Direktor vorsichtig.  
»Wenn Gott existiert, ist er dort. Es wäre ein mathematischer Beweis. Vielleicht sogar mehr.«  
»Mehr?«  
»Es wäre ein Kontakt.«

In diesem Moment erfüllte sich das Wunder, für das Anne gebetet hatte. Der Direktor bat das Mädchen, im Vorzimmer zu warten, und setzte sich Anne gegenüber. Sie sah ihm an, wie er versuchte, das eben Gehörte zu verarbeiten. Aber es war noch etwas anderes in seiner Reaktion. Ein kühles Abwägen.

»Was denken Sie?«  
»Ich habe nichts verstanden von dem, was die Kleine gesagt hat, trotzdem möchte ich Sie bitten, das Kind aufzunehmen.«

Der Schulleiter sah ihr direkt in die Augen. »Nur wenn Sie mir ehrlich sagen, warum es so wichtig für Sie ist.«

Anne schluckte. »Meine Tochter hat Alpträume. Schläft schlecht. Sie wird von etwas bedroht, das niemand fassen kann. Bis auf dieses Kind. Sie waren beim Malwertbewerb und haben das Bild meiner Tochter gesehen. Das Mädchen hat Zugang zum Innersten von Alisa. Als Einzige. Das spüre ich. Das habe ich sofort gespürt. Ich bitte Sie.« Anne wischte sich die Tränen ab, die ihr über die Wange liefen.

Der Direktor nickte langsam. »Sie sagen die Wahrheit. In der theoretischen Physik gibt es den Grundsatz, dass nichts ohne Grund existiert. Die beiden Kinder ergänzen sich. Ihre Tochter bietet dem Kind einen Austausch. Von was auch immer.«

»Alisa könnte niemals bei diesem mathematischen Verständnis mithalten.«

»Wahrscheinlich kann das niemand auf dieser Welt. Ich meine emotional. Ich will ganz ehrlich sein. Noch nie habe ich so ein verzweifelteres Kind wie Ihre Tochter gesehen. Aber Alisa reagiert auf etwas, das in diesem Kind liegt. Unabhängig von jeder Begabung hat die eine das, was der anderen fehlt.«

»Woher wollen Sie das wissen?«

Er sprach nur aus, was sie selbst schon erkannt hatte. Das hier war die letzte Chance für Alisa. Danach kämen die Mühlen der Psychotherapie, die sie auf Jahre binden und für immer verändern würden.

»Ich habe meinen Sohn im ersten Irakkrieg verloren«, sagte der Schulleiter leise. »Mein einziges Kind. Er starb mit vierundzwanzig Jahren durch eine Mine. Menschen, die Ähnliches erlebt haben, erkennen sich.«

»Meine Tochter war in keinem Krieg«, antwortete Anne kühl.

»Das muss sie auch nicht. Der Krieg kommt zu uns in mannigfaltiger Form. Wenn Sie mir versprechen, sich um die Kleine zu kümmern, bekommt sie den Platz. Das, was Sie hier gehört haben, dürfen Sie niemandem erzählen. Nicht Ihrem Mann, nicht Alisa. Niemandem. Überlegen Sie es sich gut. Sie können nicht zurück.«

»Brauche ich nicht«, sagte Anne mit fester Stimme. »Es ist mir egal, ob sie ein Genie ist oder nicht. Gebe Sie ihr bitte den Platz.«

»Genie?«, murmelte der Direktor. »Einstein war ein Genie. Doch er blieb gefangen in unserem Universum. Das Mädchen ist ein Tor zu einer völlig anderen Welt. Einer Welt, die weder Raum, Zeit oder Dimension als Grenze kennt. Das darf niemand erfahren. Nur wenn sie unbeeinflusst ihren Gedanken nachgehen kann, wird sie die Gleichung lösen können. Die Gebühren werden verschleiert von mir bezahlt. Sie kommen für alles andere auf. Sagen Sie Ja oder Nein.«

Anne nickte wortlos.

Der Schulleiter stand auf und holte das Mädchen herein.

»Die Schule nimmt dich auf. Aber was willst du wirklich hier?«

»Lernen«, war die knappe Antwort.

»Wie heißt du?«

»Alle nennen mich Chess, weil niemand gegen mich im Schach gewinnt. Wenigstens niemand, der im Park spielt.«

»Du lügst, Chess. Hier gibt es nichts, das du lernen kannst. Keiner vom Lehrpersonal hier könnte auch nur im Ansatz einer Diskussion mit dir standhalten. Also weshalb bist du wirklich hier?«

Chess drehte sich zu Anne. »Alisa braucht mich, und ich brauche Alisa. Wie in der Mathematik. Wir sind ein Paaraxiom. Das, was wir suchen, können wir nur gemeinsam erreichen.«

»Was ... sucht ihr?«, fragte Anne unsicher.

Chess zögerte. »Alisa Erlösung, und ich Erfüllung«, flüsterte sie kaum hörbar. »Wir sind die Primzahlen, die die Zetafunktion nicht finden kann. Die Singularität am Ende des Zahlenstrahls, die auf alles blickt. Die, die kein Mensch jemals erreichen kann.«

Anne stand auf und beugte sich über sie. Ihre Tränen tropften auf den Kopf des Kindes.

»Willkommen in unserer Familie, Chess.«

»Keiner darf von deinen wirklichen Fähigkeiten wissen«, mahnte der Direktor und sah Chess besorgt an. »Das ist zu gefährlich für dich. Achte darauf.«

»Gefährlich? Nur weil ich schlau bin?«, fragte Chess.

Der Direktor kniete sich vor sie hin. »Ich weiß nicht, was du bist. Vielleicht bist du die erste deiner Art oder die letzte. In jedem Fall bist du einzigartig, und das macht es gefährlich. Wie bei den seltenen Tieren.«

»Am Ende sterben die alle«, sagte Chess leise, »aber das wird mir nicht passieren, weil ich Alisa gefunden habe.«

Fragend sahen der Direktor und Anne sich an, dann brachte er die beiden zur Tür. Kurz vor dem Klassenzimmer blieb Anne stehen. Sie griff in ihren Rucksack und sagte zu Chess: »Ich habe Wechselsachen für Alisa mit. Nimm sie und zieh dich schnell in der Toilette um.«

Der erste Eindruck würde entscheidend sein.

Kurze Zeit später betrat Chess in den neuen Kleidern den Klassenraum und setzte sich neben Alisa, die sofort ihre Hand ergriff. Anne stand im Türrahmen und lächelte. In den letzten zwei Jahren hatte sie ihre Tochter nicht mehr so glücklich gesehen.



Alisa rannte vom Vorplatz der Schule direkt auf ihre Mutter zu. »Mom, Chess hat mich am Wochenende zu sich eingeladen. Darf ich?«

»Natürlich.« Anne strich ihrer Tochter übers Haar. »Wir machen gleich eine Liste, was du alles brauchst. Wo ist Chess?«

»Sie ist nach Hause gegangen, um alles vorzubereiten.«

»Wann soll es denn losgehen?«

»Heute natürlich. Wir müssen sofort packen.«

Anne konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen. Ihre Tochter war wie ausgewechselt.

Zu Hause verschwand Alisa sofort in ihrem Zimmer. Nach etwa einer halben Stunde hörte Anne, wie Alisa mit einem Koffer die Treppenstufen herunterpolterte.

»Was hast du denn alles mit, Alisa?«

»Ich dachte mir, dass es am einfachsten ist, wenn ich die Hälfte aller meiner Sachen mitnehme. Dann kann Chess am nächsten Wochenende ihre zu uns bringen. Jetzt ist ja Platz in meinem Schrank. Dann brauchen wir in Zukunft gar nichts mehr hin und her tragen, sondern können spontan entscheiden, wo wir schlafen.«

»Wir müssen erst Chess' Vater fragen«, mahnte Anne.

»Er hat schon Ja gesagt.«

Die liebevolle Begrüßung von Chess' Großmutter milderte Annes ersten Schock über die Wohnverhältnisse. Die Wohnung hatte drei Etagen. Im Erdgeschoss waren die Küche, Wohnzimmer und das Schlafzimmer der Großmutter. Darüber befanden sich das Schlafzimmer des Vaters und eine Toilette. Ganz oben wohnte Chess. Das Zimmer war winzig, besaß aber einen Zugang zur Dachterrasse, die ihr Vater selbst gebaut hatte. Eine Dusche gab es nicht. Chess und ihr Vater waren es gewohnt, das ganze Jahr im Meer zu baden. Egal ob Sommer oder Winter.

Obwohl die Großmutter kein Englisch sprach und Annes Italienisch